

SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mfr. 25 Pfg., frei im Haus
abwärts 1 Mfr. 50 Pfg. 5. Bände, per Postzeit-Preis 0490 a.

Illustrierte Wochenschrift

Inserate: Die 5gr. Bonparvitta-Belle
1 Mfr. 50 Pfg.

Alle Rechte vorbehalten.

Eine Tochter fin de siècle



(Zeichnung von O. Schilling)

Ein Todter fin de siecle

Von

S. v. Scherffsch

„Du möchtest mich also heiraten? Nun, du tätest einen schlechteren Versuch haben können und — ich auch. Du bist ein hübscher Junge, siehst ganz elegant aus — was hier bei euch eine Seltenheit ist, wo die Prinzen wie Bierbrauer und die Grafen wie Jägerbüchsen aussehen, du bist nicht sehr klug —“

„Aber erlaube —“

„Interessir dich nicht! — Nicht sehr klug, aber das schadet nicht, nicht reich, aber das schadet auch nichts, denn ich bin reiches — ohne mir zu schmeicheln — und ich habe dich auch sehr gern.“

„Nun also! —“

„Und dennoch wäre es sehr dumm, wenn wir uns heirateten.“

„Warum denn?“

„Weil wir uns dadurch den Weg zu dem Einzigen verstopfen würden, was wir beide eigentlich vom Leben erwarten, zu jenen Höhen, von wo wir uns man die Augen der Menschen von vorne stellen. Ruff' mal auf, was ich meine — Mama und ich? Eine geschickte Frau konzentriert Kammelsberg mit Tochter, — Geschickene, nicht einmal vermittelte, also gesellschaftlich weniger als Nani — unter dem Oberbegriff. Uns haben nur drei Dinge: das Geld, mein hübsches Gesicht und der alte Graf Deidesheim, der an mir einen Narren getroffen hat und beim König allmächtig ist. Und von diesen drei Dingen ist das letzte je sehr die Hauptsache, daß die beiden andern daneben kaum in Betracht kommen. Und gerade das würden wir verlieren, wollte ich dich heiraten. Denn zum Liebhaber würde der Alte weiter taugen noch länger, während es Mann —“

„Schreib' du ihn wirklich heiraten?“

„Nein! —“

Der junge Mann ließ die Hand des Mädchens, die er bis jetzt in der linken gehalten, los und sprach auf. Sie sah ihn lächelnd an, ohne sich von dem Sofa zu rühren, auf dem sie beide gesessen waren.

„Eitlich enträthelst? — Sei kein Geiz, Eugen. Komm, leg dich wieder her zu mir. — So ist's recht!“ — Sie schümeigte sich an ihn und ließ ihm die Augen. — „Ich sag dir ja, ich habe dich gern. Vertrame mir — — und die Gräfin Deidesheim wird dich auch lieb haben — sehr lieb!“

Das Blut flog ihm zu Kopf, er schloß das Mädchen in seine Arme, daß ihr jeder der Atem wegnah, ihre Lippen begegneten sich. Einen Augenblick flegte Natur und Tugend über alles.

Einen Augenblick — dann entwand sie sich jenen Armen, hüßend: „Mein Geiz! Oeh! Geiz! Geiz!“

Er stand auf und sah sie schwer atmend, mit weitgeöffneten Augen an. Sie ladte hell auf.

„Wach! keine Ohnmachten und rüde deine Stravate gerade! — sie hat sich gar nicht verlogen.“

Gehorsam trat er vor einen kleinen, von allerhand Bric-a-brac halb verheilten venezianischen Spiegel und streifte seine dunkelblaue Wolfram-Stravate wieder hübsch konzentriert unter den Krügen der Wäsche.

„Und du willst nicht?“

Sie brachte ihm seinen Hut und schloß ihm den Mund mit ihrer Hand, die er mit Küßen bedeckte.

„Wenig, genug! — Oeh! Geiz und — laß mich machen. Wir sehen uns heute auf dem Rout bei der Nabeffinen.“

Die Kammelsbergs, Mutter und Tochter, waren in diesem Winter zum ersten Male in der Stadt aufgetaucht. Zufall sie aus Frankfurt kamen und sehr reich waren, wußte man, wohl aber wenig. Die Tochter war aber die sogenannte erste Jugend hinaus — man schätzte sie auf fünf bis sechshunderttausig — sie war aber sehr schön, von jener raffigen Schönheit, die sich nicht beschreiben läßt, aber bis in die Fingerpitzen hinein empfunden wird. Sie gehörte zu jenen Frauen, nach denen man sich fragt: wo ist sie? Notwendig daar, ein mütter Teint, aus dem ein roter Sampey-Mund hervorleuchtete, kalte, ihn und wieder in grünlichem Lidte aufliegende Augen, — das Ganze eine jeder Gehaltens, halb Häßlich, halb perwers, in denen mandmal das Hyper-Phänomen eines anderen Zwittergebirgs sich in höchster Höhe vertritt.

Die Mutter verstand neben ihr, man bemerzte sie gar nicht, — wie ein Duhn, das ein Phänomen angeblüht hätte. In diesem Jahr, das übrigens noch Spuren früherer Schönheit unter späterer Vernachlässigung erkennen ließ, lebte nur ein Gesicht — abgürtigte, fast starrliche Liebe zur glänzenden Tochter. Seitdem die beiden allein geblieben, das heißt seit der Scheidung, deren nähere Umstände von der Welt längst vergessen zu sein schienen, hatte die Mutter auf jeden Anbruch, selbst einen zu gelten, verzichtet. Ihr ganzes Denken und Wollen kannte nur einen Mittelpunkt, um den sich alles drehte — das Glück der kleinen Valerie. Alles, was schön ist in Welt und Kunst, gebührte zu ihrem Alltagsleben. Auf der Terras der Eltern in Cornet, dem kleinen Raum des Mütterleines zulaufend, hatte sie ihre ersten Besichtigungen, in einem alten Herrensitz am Gassen See, in den sich ein Institut nicht nur für höhere, sondern für höchste Aemter eingerichtet hatte und in dem sie wie eine angehende Königin behandelt wurde, hatte sie jenen äußeren Schicksal und jenen Reichtums-Vortrag in Tischgenossent erholten, ohne den man heutzutage selbst im Wallalle keine Rolle spielen kann. Dann begann für sie ein glänzendes Banberleben. Paris, Rom, Biarritz, die Riviera, ein Winter in Berlin, wo es ihnen aber nicht gelang, aus dem Tiergarten-Viertel in die Wilhelmstraße zu bringen — überall war die schöne Kammelsberg die Gefeierthe von allen, überall waren ihr sieben — bis neunzigjährige Frauen nicht weniger Begehrte als die Töchter von Königen, — sie hatte sie aber bis jetzt alle verflucht.

Nun waren Mutter und Tochter hierher, in diese verfallensmüßige stille Stadt, gekommen, wo ein lässiges Gesicht — ein Prozeß um ein Gut — zu erheben war — und bald war auch hier, wie überall, die schöne Valerie Stadtbürgerin — erbt reich, nachdem der alte Graf Deidesheim, der in Hofkreisen allmächtige Freund des Königs, ein habitus des Hauses geworden. Schon begannen die zu Eduard und Wehr der Jugend auf der Bauer liegenden Altwieber-Jungen beiderlei Geschlechts zu jäheln — da wurden die Kammelsbergs von der Baronin Nabeffinen

der Schwäger des Grafen, der Hofmeisterin der Prinzessin Rangine, empfangen und zu allen, in zwölfstündiger artistischer Verbindung verdamnten Gesellschaften abenden im Hause Nabeffinen eingeladen. Schwager Eber, braunes Zwiebelwasser, das unter der Haube von Bonifant herummerrichtete wurde, und einige troffene, nasse, zinnig und zerle schmückte Gesellschaften kammernidit biteteten die leiblichen Gesehiff, die dort geboten wurden. Um so reiner und erheberer war aber die sociale Atmosphäre, die man einatmete. Aber in Nabeffinen'schen Salon gesehen worden war, dem flenden alle Thier der Weiblich offen. Und die Altwieber-Jungen mußten verurtheilen.

Schüchter stehen sie sich wieder vornehmen, als die schöne Valerie den hoch auffallenden „Hitz“ mit dem jungen Eugen v. Eduart anfang. Aber es hielt, er sei ein eintuierter Bernandter und dann — après tout — warum sollten sich die jungen Leute nicht heiraten? *

Der Rout bei der Baronin Nabeffinen war in vollem Gange. Der Alp hochanständiger Langeweile, der jeder solcher gesellschaftlichen Veranstaltung zu entgehen pflegt, lag über auf jeder Brust und lähmte Gedanken und Jüngen. Jedes Zwiebelwasser wurde — ein sadonaphthalinischer Luxus! — schon zum zweiten Male herumgerichtet. Alter Nagen waren auf Valerie und den Grafen gerichtet, die in einer absteils gehenden Feinheitliche lösen und ein sehr ernstes Gespräch zu führen schienen. Endlich hand der Graf auf, und sich vor dem jungen Mädchen verbeugend, sagte er mit lauter Stimme, so daß die Umstehenden ihn hören konnten:

„Wann darf ich morgen Ihrer Frau Mutter meine Aufwartung machen?“ Und Valerie antwortete ebenj vernehmlich:

„Ich denke, gegen vier Uhr wird es ihr sehr angenehm sein.“

Und wie durch ein Zaubermotz wird die Langeweile aus dem Saale und von Mund zu Munde ging die verflüchtende Kunde, der Graf habe sich wirklich mit der Baronin Nabeffinen verlobt.

Da geschah etwas Unerwartetes. Ein Diener meldete: „Frau Gräfin Hohen-Alperg — — und herein trat eine kleine, altere, mögare Dame mit spitzen Gesichtszügen, eine Freundin der Hausfrau. Sie hatte zwei Jahre im Exilien zugebracht und erschien heute zum ersten Male wieder auf dem heimischen Festerthoden. Die Baronin eilte ihr mit ausgetreteter Dand entgegen, — da plötzlich rüdeten sich die Wände der Eintretenden räum in eine Ecke des Saales, in welcher Frau Kammelsberg inmitten einer Echar der idelloffenen Matrone der Stadt lag, die spitzen Zähne nahmen einen noch spitzeren Ausbruch an, und in die durch die Anmelung bewundete Stelle fielen wie Glühwürmer die mit leiser, aber durchdringender latter Stimme gesprochenen Worte:

„Sie kommt die da hierher?“

„Aber Ohertrud!“ berudete die Baronin die Freundin zu beschnidtigen, hoch verengens.

„Komm, ich habe dir etwas zu sagen.“

Und beide verschwanden im Vorzimmer. Nach wenigen Minuten erschien die Baronin wieder — allein, trat auf die Kammelsberg zu, flücherte ihr ein paar Worte ins Ohr, worauf die Angeredete freudehell wurde, aufstah, ihre Tochter heranzuziehen und, ein schlüssiges Umhüllnis vorführend, sich rasch empfiel. Darauf trat die Gräfin Hohen-Alperg wieder ins Zimmer und der Rout nahm seinen Fortgang, ohne daß es wäre nicht vergessenen.

„Wann, was ist geschähen?“ war Valerie's erste Frage, als sie neben der Mutter im Bogen lag.

Ein Nummes, herzbrechendes Schladung war die einzige Antwort. „Aber Mama, beherdige dich doch ein wenig, ich muß es wissen.“ Sie sprach in ruhigem Tone, aber die Augen blühten wie Kobengangen.

„Ich kann nicht — — jezt nicht!“ brachte die Mutter mit Wüthe hervor. „Morgen!“

„Aber —“ erwiderte die Tochter und sprach dann kein Wort, bis sie zu Hause waren. Und auch dann nicht. Einum ging sie auf ihr Zimmer und legte sich zu Bett, während die Mutter allein dalag und meinte, meinte, als trede ich das Herz. Am nächsten Morgen hand Valerie um acht Uhr auf, ging zum Bett direkt zu ihrem Schreibtisch, warf ein paar Heller auf eine Karte hin, legte sie in ein Couvert und aberschied daselbste: „An Herrn Eugen v. Eduart, bringend.“ Dann klingelte sie und befohl der eintretenden Jofe, den Brief sofort fortzugen zu lassen.

Eine halbe Stunde später lag sie in einem himmelblauen Morgenrode, der sie entzündend liebete, in ihrem Doudoi, wo ihr Eugen gemeldet wurde.

Während idelwegens für die Gräfin läge, sagte sie:

„Du weist natürlich alles —“

„Aber Valerie, — — es ist ja peinlich —“

„Ergähle, sag ich dir!“ fuhr sie ihn mit leiser, zißender Stimme an, seine Hand ergreifend und in der ihren behaltend.

„Weißt du denn nicht, wie deine Mutter —“

„Nichts weiß ich! Ergähle!“

„Was, die alte Biber, die Hohen-Alperg, behauptet — — du weisst doch, daß deine Mutter geschick ist?“

„Natürlich weiß ich!“

„Weil?“

„Nun, die Alte behauptet, es sei wegen ihres Bruders, des Grafen May, gewesen, der jezt tot ist — und sei damals ein großer Standal in Frankfurt gewesen, — — und außerdem —“

„Aufredem?“

„ — — soll soll euer ganzes Vermögen vom Grafen kommen. Der hat zu Gunsten deiner Mutter ein Testament gemacht. Daher natürlich die Hauptnut.“ Valerie schwing einen Augenblick. Dann fragte sie:

„Wann ist das alles geschähen?“

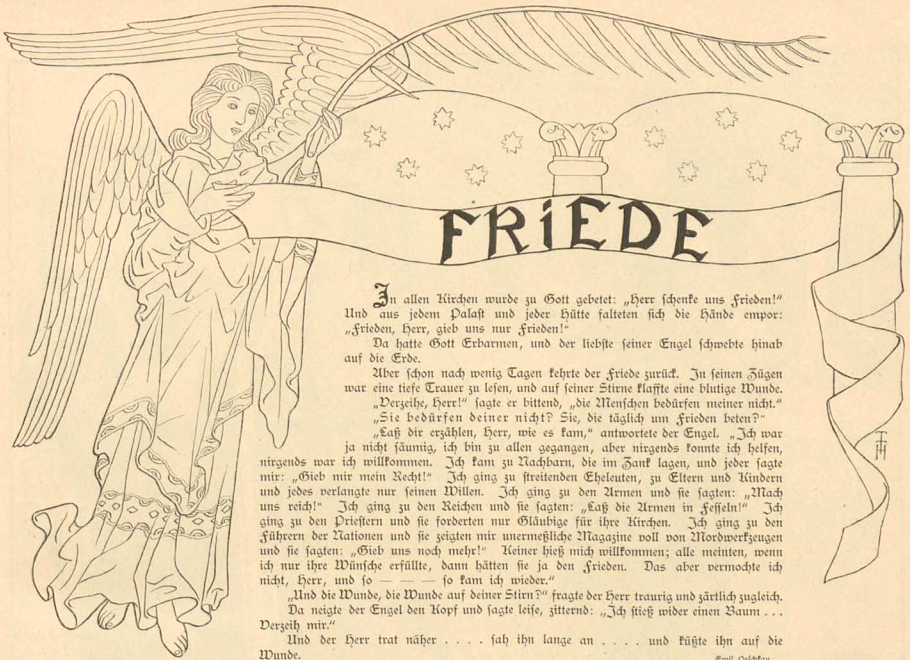
„Drei Monate nach deiner Geburt.“

„Aber?“

„Aber vermutet es —“ erwiderte Eugen leise, die Augen vor dem durchdringenden Blick des Mädchens senkend.

Sie hand auf und ging zum Fenster, wo sie lange Zeit wie abwesend auf die Straße starrte. Als sie sich Eugen wieder zuwandte, war sie ganz ruhig. „Ich danke dir, daß du gleich gekommen bist und mir alles gesagt hast. Jezt laß mich allein.“

Der junge Mann erford sich griff nach seinem Hut. Dann blieb er stehen. „Wenn du jezt noch wolltest — — du weisst — — ich —“



FRIEDE

In allen Kirchen wurde zu Gott gebetet: „Herr schenke uns Frieden!“ Und aus jedem Palaß und jeder Hütte falteten sich die Hände empor: „Frieden, Herr, gib uns nur Frieden!“

Da hatte Gott Erbarmen, und der liebste seiner Engel schwebte hinab auf die Erde.

Aber schon nach wenig Tagen kehrte der Friede zurück. In seinen Jügen war eine tiefe Trauer zu lesen, und auf seiner Stirne flachte eine blutige Wunde. „Verzeih, Herr!“ sagte er bittend, „die Menschen bedürfen meiner nicht.“

„Sie bedürfen deiner nicht? Sie, die täglich um Frieden beten?“ „Eaß dir erzählen, Herr, wie es kam,“ antwortete der Engel. „Ich war

ja nicht säumig, ich bin zu allen gegangen, aber nirgends konnte ich helfen, nirgends war ich willkommen. Ich kam zu Nachbarn, die im Zaun lagen, und jeder sagte mir: „Gieb mir mein Recht!“ Ich ging zu streitenden Eheleuten, zu Eltern und Kindern und jedes verlangte nur seinen Willen. Ich ging zu den Armen und sie sagten: „Mach uns reich!“ Ich ging zu den Reichen und sie sagten: „Eaß die Armen in Fesseln!“ Ich ging zu den Priestern und sie forderten nur Gläubige für ihre Kirchen. Ich ging zu den Führern der Nationen und sie zeigten mir unermessliche Magazine voll von Nordwertzeugen und sie sagten: „Gieb uns noch mehr!“ Keiner hieß mich willkommen; alle meinten, wenn ich nur ihre Wünsche erfüllte, dann hätten sie ja den Frieden. Das aber vermochte ich nicht, Herr, und so — so kam ich wieder.“

Und die Wunde, die Wunde auf deiner Stirn?“ fragte der Herr traurig und zärtlich zugleich.

Da neigte der Engel den Kopf und sagte leise, zitternd: „Ich kieß wider einen Baum . . . Verzeih mir.“

Und der Herr trat näher . . . sah ihn lange an . . . und küßte ihn auf die Wunde.

Emil Orlikow.



Mutterlieder

Von Mica Soolin

Zweiter Cyclus*)

1
Ein fröhliches Ecknatter geht
War traulich durch die Stube,
Am flackernden Kamine steht
Mein lieber kleiner Dube.

Der Feuergest, der böse Schelm
Verlocht nun meinen Knaben:
„Gieb Trommel, Silberhaus und
Helm!
Mein Spielzeug will ich haben!“

Da staht mein Dube erst, erschrickt, —
Dann rennt er, rafft zusammen
Und jauchzend schleudert er's geschickt
Obad in die hellsten Flammen.

Da springt empor der Feuergest,
Steht hoch im Sanktinkranze,
Sein wilder Blick dämonisch gleicht
In schadenfrohem Blanze.

Zerschört sind Helm und Schilderhaus,
Das Trommelfell zerpfunden,
Das kurze Feuerpeist ist aus —
Das letzte Stück verschlungen.

Da packt den Knaben zornig Leid
Und läßt verstummt sein Lachen;
Er wirft sich hin und schreit
Um seine schönen Sachen.

„Ich eil' herbei, — ich schiel' ihn nicht,
Steh' hilflos in der Stube
Und denke, Scham im Angeicht:
Wie ist er ganz mein Dube.“

2
Tabelt ihr, ich sei zu linde
Mit dem ausgelassenen Kinde?
Seht doch seine reinen Zähne,
Sie entzückt durch eine Lüge:

„Wie die Kindlein sollt ihr werden!“
Sprach der Seiland einst auf Erden.
— Nur wo Er, der Herr der Welten,
Eabeln würde, will ich scheiden.

3
Störche, eine ganze Schaar
Stehen ernst im Kreise,
Sie beraten feierlich
Ihre meiste Xeife.
Lüßt mein Mädchen auf sie zu,
Hält dann an verlegen,
Doch der eine wendet sich,
Schreitet ihr entgegen.

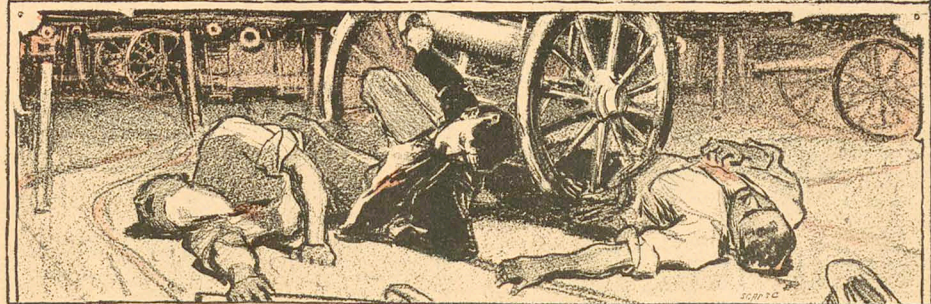
4
Fröhlich springt sie da zurück,
Trispelt hin und wieder:
„Denk, Mama, der mich gebraht
Konnte gleich mich wieder!“

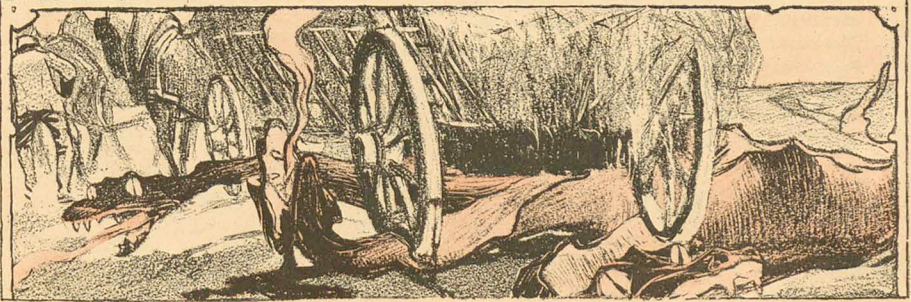
5
„Gelt mein Mädchen in den Garten,
Blumengarten,
Wo die vollerblihten Rosen
Es ermartern.“

6
Schweben Lerchen in den Lüften,
Singen droben,
Nickt mein liebes kleines Mädchen
Nicht nach oben —

7
Aber hört das Jubilieren,
Hört das Singen,
Freut sich, daß die roten Rosen
Heute singen.

*) Erste Folge der Mutterlieder s. Nr. 2 des Simplificimus.





Valerie lachte höhnlich auf.
 „Armes Opferlamme! Sei ruhig — ich schleppe dich nicht zum Altar!“
 „Aber nein, im Gegentheil — — mehr denn je!“
 „Schon gut, schon gut! Laß mich allein.“
 Er ging. Kaum war er fort, als in der Thüre des Neubaus die Baronin Wahrenstein erschien. Mit einem freudigen Ausbruch, den sie nicht ganz zu unterdrücken vermochte, eilte Valerie auf sie zu und küßte ihr die Hand.
 Die Baronin blieb lang — über eine Stunde. Als sie ging, hatte sie beweinete Augen, während in Valerics Blick Siegesglanz funkelte.
 „Ist die gnädige Frau schon im Speisezimmer?“ fragte sie den Diener, nachdem sie die Wahrenstein bis zur Haushüre begleitet hatte.
 „Die gnädige Frau sind noch bei der Toilette.“
 „Als sie ins Toilettezimmer trat, sah die Mutter allein in einem Vesputium, im Schlafrock, das Gesicht bleich, aufgebunnen, die Augen geschwollen und geteufelt von der durchdringenden Nacht.“
 „Guten Morgen, Mama,“ sagte Valerie in unbefangener Tone. „Vor allem wollte ich dir die peinliche Erklärung ersparen. Ich habe mir den Schrott kommen lassen und weiß nun alles.“
 „Mein Kind, vergeß' mir!“ flüsterte die Unglückliche, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend.
 „Was hab' ich dir denn zu vergeßen? Du hast wahrscheinlich ganz recht gehabt. Jedenfalls ist es nicht meine Schuld, darüber zu urtheilen. Wesswegen — lassen wir die alten Geschichten. Viel wichtiger ist etwas, das du noch nicht weißt: Frau Becksheim hat mir gestern abend einen Heiratsantrag gemacht.“
 „Armes Kind!“ rief die Mutter schließend. „Und jetzt, natürlich — —“
 „War nicht natürlich. Rege dich doch nicht so auf. Eben war die Wahrenstein bei mir, um mit zu sagen,

daß ihr Bruder mich zu sehr liebt, um durch irgend welche Rücksichten Frau Baumfelsberg sprang auf und drückte Valerie an die Brust mit einem fast wahnsinnig klingenden Freudenlachen.
 Valerie ließ sich eine Weile die mütterlichen Viehsoungen gefallen, ohne sie zu erwidern. Dann fuhr sie fort:
 „Ja, aber so ganz glatt geht die Sache doch nicht. Er stellt eine Bedingung: Daß du nicht heir bleibst.“
 Die Mutter sah sie ängstlich, bemoert, unter Thränen an, als verstände sie nicht recht die Worte.
 „Nun ja,“ flüsterte sie, „ich kann ja verzichten — auf eine Weile — — Es wird aber sein — —“
 „Nein, Mama,“ versetzte die Tochter in bestimmtem Tone, „so ist's nicht gemeint. Du mußt überhaupt fort, wir dürfen uns nicht mehr sehen.“
 Die Mutter ließ sich wieder in den Sessel zurückfallen, ihre weitgeöffneten, thränenängenden Augen nahmen einen Ueb-ängstlichen Ausdruck an, ihre Augen erschlossen und kaum hörbar rief sie die Worte:
 „Nicht mehr gehen! — — Aber Kind — — du — — ist's möglich?“
 „Ja, liebe Mama, es ist gewiß sehr traurig, aber da ist nichts zu machen. Was würde aus uns, wenn wir zusammen blieben? Die Geschichte spricht sich herum, überall, wo man uns kennt. Man würde uns nirgends empfangen und wir müßten schließlich als déclassés in ein Table-d'hôte-Daleten führen. Ich habe dafür! Was geschehen ist, können wir nicht ändern und müssen die Folgen tragen. Es ist natürlich hart, für dich wie für mich. Aber es ist doch gewiß nicht meine Schuld.“
 Während sie sprach, starrte die Mutter sie an mit einem Blick, in dem es fast wie Oränen lag. Dann strang sie auf mit einem Schrei.
 „Du mußt es wirklich! — — Du — — mich fortjagen, wie eine Wirthschafterin! Was bist du denn? Ist etwas

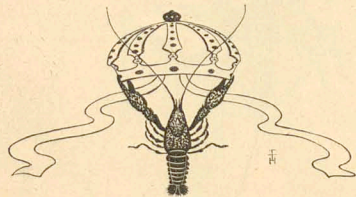
Menschliches in dir? — — O Gott, o Gott! Wofür hab' ich denn gelebt?“
 Die Tochter trat ihr gegenüber, und ihr in die Augen schauend, sprach sie in kaltem, schneidendem Tone:
 „Und mein Leben? Soll es verpachtet werden, weil du bist in deiner Jugend amüßert bist? Kennst du das Muttererbe?“
 Mit Entsetzen im Bild, am ganzen Leibe zitternd, blieb Frau Hummelberg sprachlos vor der Tochter stehen. Dann flüsterte sie: „Weß, geh! Du hast recht!“
 „Insgar und befohl der eintretenden Kammerjungfer, sofort einen Koffer zu packen, sie müsse heute noch verreisen.“
 Schweigend verließ Valerie das Zimmer. Am nächsten Tage zog sie zur Baronin Wahrenstein als Braut des alten Grafen. Und zwei Monate später war die Hochzeit.
 Auf einem Ball bei der Prinzessin Mangüne stellte der Graf seine junge Frau der Gesellschaft vor. Für sie war es ein Triumphzug. Strahlend in wohlthätig königlicher Schönheit trat sie einher am Arme ihres vor. Etwa, Wlad und — Altersschwäche leidet zitternden Wahren. Als beugte sich vor ihr. Sie hatte es erreicht: sie „sah die Waden der Menschen von vorne.“
 Ein Jahr später war sie die anerkannte Herrscherin in den höchsten Kreisen der Reichs- und der erklärte Liebting bei Hofe. Die Prinzessin Mangüne vliegt zu lagen:
 „Die Zeitbesinnung ist ein seltsames Beispiel: sie fung und so viel principios. Der Laft, mit dem sie hat in der peniblen Angelegenheit mit ihrer Mutter benommen hat, ist mulerichtig.“
 Eugen v. Schrott ist noch immer der treue Hausfreund. Er hat sich einen schon ganz staatsmännlich aussehenden Badenbad wachfen lassen. Der Graf hat ihn zu seinem Kammerdiener gemacht und kann ohne ihn nicht leben. Die Gräfin — auch nicht.

Vater

Von

F. Gräfin zu Bentzenhof

Mein Vater starb plötzlich. Wir waren vor zwei Jahren im Jura von einander gegangen. Ich hatte damals meine Willen durchgesetzt, ich stand allein draußen in der Welt und das Leben wehte förmlich um mich her.
 Zuerst hatte ich gehört, daß mein Vater krank sei. Ein lebensfähig sorniger Vater meines ältesten Bruders, der mir in erregten Worten die Schuld beimah, hatte mich davon benachrichtigt.
 Das brüderliche Schreiben hielt sich in Ausdrücken, die mit jede Annäherung, selbst die Nachfrage unangenehm machten.
 Von Fernstehenden hörte ich kurze Zeit darani, mein Vater habe sich erholt. Und dann kam eines Tages das Telegramm, daß er im Sterben liege. Ich konnte nicht vor Nachmittag reisen, und während des Morgens kam ein Telegramm um das andere, alle von meinem jüngsten Bruder, der mich ohne Willen der übrigen Familie benachrichtigte — eins um das andere: Zustand hoffnungslos — Zustand unverändert — Nicht kommen — und so fort.
 An denselben Morgen kam ein Brief von dem Manne, um befehenwillen ich mir den Weinen gebrochen hatte.
 Ich konnte ihn kaum lesen, und er war mir auch gleichgültig — jetzt so unangenehm gleichgültig.
 Wie fonderbar, daß ich ihn damals geliebt hatte.
 Ich fuhr ab.
 Acht Stunden, bis ich dabem sein konnte — zu Hause! So, ich fuhr nach Hause, nach zwei Jahren wieder nach Hause. Wie gut das war. Ich sagte es mir selbst immer wieder vor: nach Hause!
 Das mußte den brennenden, aufsteigenden Schmerz fählen. Ihr Mutter! Ihr in die Arme. Mutter! Ich würde dürfen, Mutter! haimeln dürfen — so hatte ich es noch nie sagen können.
 Acht Stunden am schönsten Julittag im innenberuhigsten Wagen, acht Stunden mußte ich in unvollkommener Aufregung dahinfahren.
 Wird er noch leben? Werde ich noch vor ihm hinfinken können, seine sterbenden Hände fassen, in seine verstockenden Augen sehen, reuig und fehnsüchtig? Oder wird er meine Schuld unvergeßen mit hinab nehmen?
 Es wurde Abend. Ich war allein und fuhr durch mir bekannte Landschaften und meine Aufregung wuchs zum Wahnsinn, zur Todesangst. Wird er noch leben? Eine Stimmung, ein Ton, ein Knöchelstosen wurde in mir wach, ein seltsamer, lange verzehrender, und er zitterte nur noch wehmüthig gebrochen in mir auf.
 Meine Hände wollten sich fassen, aber sie kämpften sich nur weidend ineinander und über meine Rippen kam ein irrtümliches Stammeln. Er muß noch leben, er muß noch leben!
 Draußen war es Nacht.
 Ich fühlte nicht mehr, daß ich mich bewegte und lebte, ich fühlte nur, wie meine fiebernde Stirn gegen die kalten, glatten Fensterheben stieß und wie meine Zähne im Frostschauern aufeinander schlügen.
 „Bitte die Billetes!“ Wir waren dicht an der Stadt.
 Die Türme hingen gegen den dunklen Nachthimmel auf. Die Dahnbohlrichter flackerten unruhig. Die große Uhr stand auf steinbaß, als der Zug einfuhr. Der Herron war nachdröber und leer. Ich fuhr mechanisch aus.

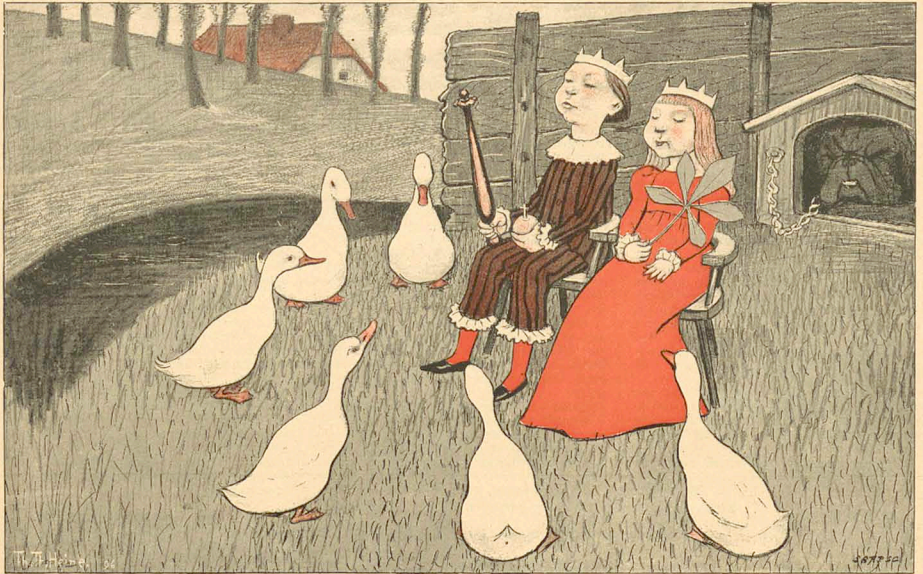


Ludwig Feuerbach

Von
 Georg Herwegh

Wie muß des Denkers scharfes Schwert
 In eure Hasenfeelen fahren!
 Hört doch: „Das Beste ist nicht wert,
 In Ewigkeit es aufzusparen;
 Was einmal die Natur erschuf,
 Kann sie auch noch einmal erschaffen.“
 Allein vergebens ist sein Ruf
 An Kinder und an Laffen.
 Es stellt vergebens ihr Symbol
 Der kahne Adler an den Pranger,
 Jedwede Puppe, noch so hohl,
 Fühlt sich mit einem Falter schwanger.
 Vergeblich läuft der Genius Sturm,
 Die Gurg des Anfinns zu bezwingen:
 Es will's nun einmal jeder Wurm
 Zum Schmetterlinge bringen.

Ein Kinderspiel



(Zeichnung von Ed. Cl. Selzer)